



Friedrich Hänssler ist selbst mit 80 Jahren noch täglich im Verlag unterwegs

IM MÄRZ FEIERTE ER SEINEN 80. GEBURTSTAG Mit dem großen evangelischen Verleger Friedrich Hänssler sprach Standpunkte-Chefredakteur Alexander Werner in Holzgerlingen

Die Botschaft darf nicht verflachen

Herr Hänssler, wie wurde der Hänssler-Verlag geboren?

Mein Vater gründete das Unternehmen 1919 als Selbstverlag für Noten. Er komponierte viel im volkstümlichen, romantischen Stil, aber es dominierte die geistliche Chormusik. Weil mein Vater zur Bekennenden Kirche gehörte, gab es schon 1934 Schwierigkeiten. Schließlich wurde der Verlag verboten, vermutlich auch, weil mein Vater mit Überzeugung Mendelssohn herausgab. Alle Druckplatten wurden in Leipzig vernichtet. Die Stadt war vor dem 1. Weltkrieg das weltweite Zentrum der Notenproduktion. Nach dem Krieg konnten meine Mutter und er wieder neu anfangen. Die neuen Drucktechniken in der Branche kamen ihnen damals entgegen.

Wann stiegen Sie im Verlag ein?

Ich kam Ende 1950 und baute die ganze Kirchenmusikabteilung auf, Musik interessierte mich schon immer und ich musizierte auch selbst viel. Neben Theologie studierte ich Musikwissenschaft, wobei ich mehr die Praxis schätze. 1958 übernahm ich die Leitung des Verlags.

Wie sah der Verlag damals aus?

Er war stark geprägt von der Kirchenmusik. Da gab es einen richtigen Aufschwung, weil es wenig Noten gab. Viele waren im Krieg verloren gegangen, für uns eine große Chance. Ich konzentrierte mich damals bewusst auf billige Ausgaben, auch, um günstige Notenausgaben für alle Kirchenchöre anbieten zu können.

Also waren Sie im Grunde Notenproduzent? In Ihrem Verlag kristallisierte sich demnach eine neue Linie heraus?

Nur Noten, ja. Wir waren bis 1971 ein reiner Musikverlag. Die Bücher kamen erst damals dazu, Platten noch später und dann der Umstieg

auf CD. Unser größtes Projekt war der komplette Kantaten-Zyklus von Johann Sebastian Bach mit dem Dirigenten Helmuth Rilling.

Welche Rolle spielte für Sie als Unternehmer Ihr Glaube?

Ich bin Überzeugungstäter, sonst könnte man so etwas gar nicht machen. Man muss ein Ziel haben. Ein Gedanke, den ich erst viel später formuliert habe, leitete mich immer: Ich möchte, dass das Evangelium von Jesus Christus gelesen, gesehen, gesungen und gehört wird. Damit sind schon die vier Hauptmedien genannt, die nach und nach ins Programm aufgenommen wurden. Wenn man sich als Überzeugungstäter sieht, dann darf man nicht einseitig vorgehen, sondern muss für so einen Auftrag die ganze Medienvielfalt einsetzen.

Sie haben ja einen pietistischen Hintergrund?

Ja, das könnte man sagen. Ich war in der Landeskirchlichen Gemeinschaftsbewegung, viele Jahre Vorsitzender eines Gemeinschaftsverbandes. Irgendwo hat man ja eine Position und ein Umfeld. Ich würde sagen, ich bin ein progressiver, lutherischer Pietist. Ich halte mich nicht für einseitig. Das ist mir auch sehr wichtig. Mir bedeutet Glaubhaftigkeit mehr als die Zuordnung.

Wie gestaltete das Ihr Verlagsprogramm?

Es wird charakterisiert von den Autoren und den Interpreten. Ich denke, als Verleger möchte man auch Impulse setzen und sagen, ich möchte, dass etwas mal gehört oder gelesen wird. Man kann die Handschrift meines persönlichen Bekenntnisses oder meines Status klar erkennen. Ich denke, dass auch Bewegungen von außen dazu beitragen, ab 1970 etwa die evangelikale. Aktuelle Bestseller sind beispielsweise ein Lutherbildband oder eine Biographie über Paul Gerhardt.

FOTO: ROLF PFEFFER

Großes Aufsehen erregte ja der komplette Bach auf CD.

Das ist richtig. Das war auch eine Überzeugungstat. Ich kannte Helmuth Rilling lange vorher. Ich selbst lernte mit Bach Klavier, spielte Bach im Stiftsorchester in Tübingen oder im Seminar in Blaubeuren, blies Bach dazu als Trompeter, lebte also mit Bach. Dann kam die Zusammenarbeit mit Rilling, aber zunächst einmal produzierten wir Werke der Bachfamilie, die musikalisch exzellent sind, die aber kein Mensch kannte. Die Bachs sind ja ein Unikum mit 140 hauptamtlichen Musikern in der Familie. Das gibt es nur einmal in der Musikgeschichte.

Ein kleiner Selbstverlag mausert sich zum weltweit anerkannten Unternehmen

Es wurde ein großer Erfolg. Dann beschlossen wir, seinen Kantatenzyklus zu komplettieren. Fast 15 Jahre, bis 1985, arbeiteten wir daran. An seinen Oratorien-Aufnahmen bei CBS waren wir auch schon beteiligt. Schließlich schlug ich vor, den ganzen Bach einzuspielen, weil Bach für mich das Nonplusultra aller Musik ist.

Auch das funktioniert ja nur mit reichlich Idealismus, denn sicherlich werden sich viele Werke nicht so gut verkaufen?

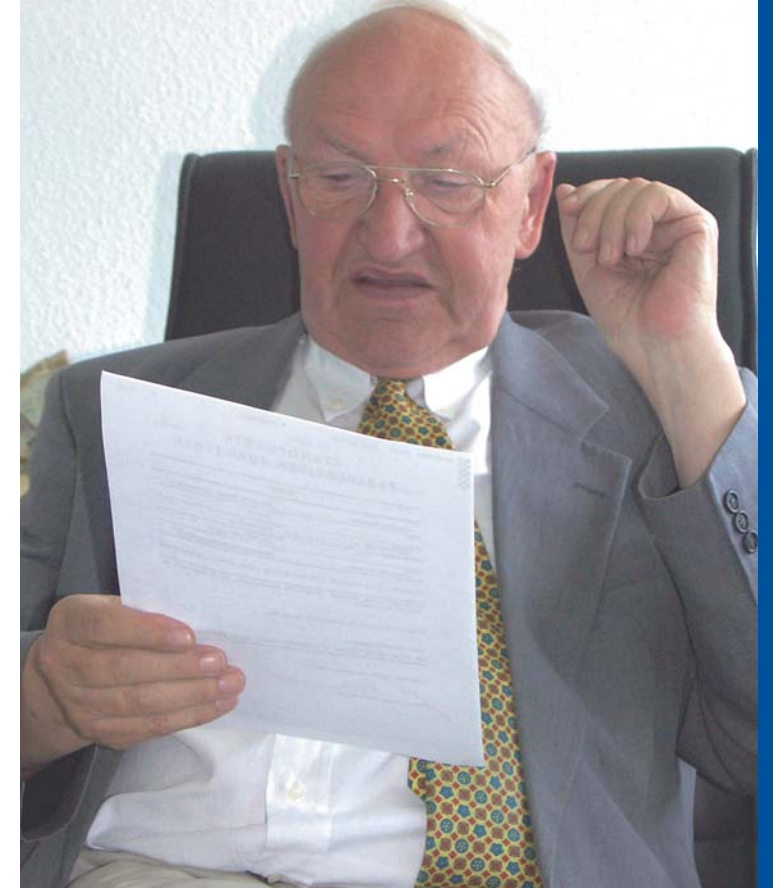
Das ist klar, aber hochinteressant, weil manche Werke so überhaupt erst zur Kenntnis genommen werden. Bei den Kantaten ist der Bestseller übrigens „Herz und Mund und Tat und Leben“. Normalerweise höre ich mir jeden Morgen eine Bachkantate zur Einstimmung an.

Friedrich Hänssler – Biografie

50 Jahre leitete Friedrich Hänssler seinen Verlag. Noch immer ist der 80-jährige verheiratete Vater von sechs Kindern in der Funktion des Beraters täglich in seinem Büro anzutreffen. Der Verlag ist heute Teil der Stiftung Christliche Medien. Hänssler wurde am 6. März 1927 in Stuttgart geboren. Nach dem Studium von Theologie und Musikwissenschaft trat er 1950 in den 1919 von seinem Vater gegründeten Hänssler-Musikverlag ein, dessen Leitung er 1958 übernahm. Dank seiner Initiativen expandierte der Verlag, und zu den Bereichen Noten und Buch kamen die der Tonträger, Musik und des Films hinzu. Schwerpunkte waren Bibel und Israel.

Das Kleinunternehmen wuchs zu einem der größten evangelischen Verlage in Deutschland und stellte zeitweise jährlich 350 Neuerscheinungen vor. Unter seinen Autoren waren der damalige Bundespräsident Johannes Rau und der Publizist Peter Hahne. Von 1960 bis 1999 war das Familienunternehmen in Neuhausen ansässig und zog dann um nach Holzgerlingen im Kreis Böblingen. Über seine Verlegerstätigkeit hinaus prägte Hänssler durch seine Mitarbeit in zahlreichen Gremien die konfessionelle Verlagslandschaft in Deutschland entscheidend. Er engagierte sich etwa in der Kammer der EKD für Publizistik und als ein Gründungsmitglied des „Christlichen Medienverbundes KEP“, leitete 22 Jahre den neupietistischen Württembergischen Brüderbund und initiierte seit 1979 „Gebetsfrühstück“, ein Treffen für Landes- und Bundestagparlamentarier. Noch heute engagiert er sich vielfältig und ist unterwegs für seinen Glauben. Neben vielen hohen Auszeichnungen wie das Landes- und Bundesverdienstkreuz verlieh ihm die Stadt Jerusalem 1999 den Ehrentitel „Freund der Stadt Jerusalem“.

epd



Sein Rat ist gefragt: Friedrich Hänssler in seinem Büro

Sie haben einen religiösen Hintergrund als Grundprinzip eines Verlags. Kann man damit überleben?

Bei solchen Publikationen wie den unseren, von denen jeden Arbeitstag mindestens eine neue herauskommt, muss man schon eine klare Linie haben, die nach außen erkennbar ist. Der Kunde will sich irgendwo wiederfinden und auch bestätigt wissen. Vieles, was heute in der christlichen Verlagslandschaft läuft, ist ziemlich weichgespült. Genau das wollte ich nicht. Mir war eine klare Linie wichtig, die andere anfechten und hinterfragen können und es ruhig auch sollen.

Wo sehen Sie eigentlich Ihr typisches Zielpublikum?

Überall. Die Grenzen sind fließend geworden. Auch große säkulare Verlage haben ihre sogenannten christlichen Nischen. Aber es ist schwer, in die Kanäle hineinzukommen. Doch es gelingt. Der etablierte christliche Buchhandel hat es heute schwer angesichts der großen Ketten und Anbieter, die christliche Nischen besitzen. Bei manchen sind die christlichen Inhalte nur in Spurenelementen zu entdecken, andere bringen viel, aber weichgespült. Natürlich ist unsere Hauptklientel, in württembergischen Kategorien ausgedrückt, „lebendige Gemeinde“, da kommen auch viele Autoren her, aber auch Evangelium und Kirche, selbst offene Kirche. Bestseller sind bei uns heute noch die drei Bücher, die wir mit oder für Johannes Rau gemacht haben. Das ist schon interessant. Da gibt es heute viele Grenzüberschreitungen. Die Grenzen sind fließend geworden, was ich positiv sehe, wenn es nicht zur Verflachung der ganzen Botschaft führt.

Wie sehen Sie die Entwicklung von Kirche, Glauben und Religion in der Gesellschaft?

Ein Philosoph hat gesagt, dass die Menschen unheilbar religiös sind. Das würde ich unterstreichen trotz aller Umbrüche. Die Grundfragen des Menschen bleiben: Woher komme ich, wozu lebe ich, wohin gehe ich, und dann die Frage Nummer eins, das ist die Theodizee-Frage: Warum lässt Gott es zu? Es ist anders, als es in vielen Medien dargestellt wird. Bringe ich ein Buch über Homosexualität oder Feminismus,

FOTO: ROLF PFEFFER



FOTO: ROLF PFEFFER

Im Verlagsgebäude in Holzgerlingen fand auch ein großer Laden in angenehmem Ambiente Platz

bleiben die Auflagen überschaubar, geht es um die Grundfragen, kann ich beim Umsatz immer noch eine Null dazusetzen. Bei der Theodizeefrage sogar zwei. Wir hatten da Bücher, die sich über 500 000 Mal verkauft. Ich bin der Überzeugung, dass die Fragen bleiben, es zwar keine neuen Antworten gibt, aber man kann sie neu formulieren.

Ist nicht gerade die Esoterik in diesem Zusammenhang eine Gefahr?
Die Gefahr sehe ich sehr. Ich vermute, dass die Esoterik den doppelten Umsatz erzielt wie die christliche Literatur. Sie versuchen das aufzunehmen, was ein Bischof einmal die unbezahlten Rechnungen der Kirche nannte. Es ist ein Pendelschlag auf der falschen Seite.

Wächst Ihr missionarischer Antrieb in Zeiten, wo Kirche und Glauben zu kriseln scheinen?
Eindeutig. Wir haben ein Defizit. Es wird zu wenig über den Glauben gesprochen. Christ zu sein ist heute eine Privatsache. Ich bin seit 30 Jahren unterwegs in einer Gruppierung und um die Verantwortung vor Gott und den Menschen, Entscheidungsträgern unseres Volkes, hauptsächlich Politikern, immer neu ins Stammbuch zu schreiben und ihnen zu sagen, es gibt einen Höheren über euch. Die Menschen müssen ihren Glauben artikulieren. Kopfdogmatik aber ist zur Zeit nicht gefragt, sondern die emotionale Ebene. Ein Spitzensportler, der seinen Glauben bekennt, hat heute oft mehr Chancen als ein Theologe.

Kann es sein, dass die Esoterikwelle wieder das Interesse an den religiösen Dingen verstärkt hat, weil manche Leute dort vielleicht nicht finden was Sie suchen?
Ich weiß nicht, ob viele Leute das heute überhaupt noch unterscheiden können. Vor 100 Jahren hatten die Menschen noch so viel kirchliches Wissen, dass Sie immun waren gegen solche Dinge. Heute bin ich davon nicht mehr überzeugt.

Was kann in der Gesellschaft getan werden, um die christliche Religion und die Kirche wieder mehr ins Bewusstsein zu bringen?

Ich bin sehr vorsichtig mit dem Begriff Religion. Der ist mir zu schwammig. In meiner Arbeit etwa mit Politikern reden wir nie über Religion, Politik oder Kirche, sondern über Jesus Christus. Spricht man von Kirche, gerät man schnell in eine Verteidigungsposition. Wobei ich natürlich meinen Standort in der Kirche habe, das ist gar keine Frage. Erst wenn ich einen festen Standort habe, kann ich auch weite Kreise ziehen. Klare Positionen fehlen mir manchmal bei der Kirche.

Tun die Politiker Ihrer Ansicht nach genug für das Evangelium?
Ich denke, sie tun nicht genug. Sie haben sich lange geniert, das Thema überhaupt anzufassen. Aber da hat sich inzwischen einiges geändert. Wir haben in Landtagen und im Bundestag Gebetsfrühstücke. Heute gibt es eine Offenheit, die vor 15 Jahren noch undenkbar war.

Erwarten die Politiker von Ihnen Antworten?
Sie erwarten von mir eine Erklärung des Evangeliums, und zwar ganz präzise, aber in einer Art, dass sie es verstehen. Man muss vieles erzählen. Es gibt Dinge, die ein wenig in der Kirche verloren gingen: biblische Geschichten zu erzählen.

Können Politiker, die sich outen, eine große Rolle spielen?
Ja. Also wenn Dr. Hans-Jochen Vogel sagt, „für mich ist Gott der archimedische Punkt meines Lebens und dieser Gott ist für mich der Gott des Evangeliums“, ist das ein Bekenntnis.

Was können die Kirchen beider großen Konfessionen tun, damit sie als Institution wieder gewinnen?
Es gibt heute viele Leute, die sagen, Glaube ja, Kirche nein. Ich denke, dass die Kirche den Fehler machte, sich nicht auf das Entscheidende zu konzentrieren, sondern zu viel mitschleppte und meinte, sie müsste auf alles und jedes eine Antwort haben. Die Kirche sollte bei ihrer Botschaft bleiben, der Botschaft der Hoffnung. Natur-

lich ist es leicht, die Institution Kirche zu kritisieren, auch da würde ich sagen, das 11. Gebot heißt: Du sollst nicht verallgemeinern.

Es gibt ja Tendenzen, sich vermeintlich gesund zu schrumpfen, oder die, eben nicht diesen Rückzugsgedanken dauerhaft zu verinnerlichen, sondern nach vorne zu gehen.
Wenn ich das Evangelium und das Neue Testament lese, ist das immer eine Vorwärtsstrategie und immer zentriert auf die Botschaft von Christus. Die Kirche muss Prioritäten setzen. Wir dürfen uns nicht zurückziehen. Wir haben eine Botschaft für die Welt, nicht für die esoterische Welt oder einen frommen, innerkirchlichen Zirkel.

Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Ökumene?
Es gibt so gewachsene Strukturen. Von Ökumene zu sprechen ist immer schwierig. Bei unseren Veranstaltungen aber fragen wir nicht, wo die einzelnen Leute herkommen. Wir konzentrieren uns auf Jesus Christus.

Wie kommen Sie zu Ihrem intensiven Engagement für Israel?
Das hat auch biographische Gründe aus der Nazizeit. Auch, dass Freunde von uns im KZ waren. Meine Familie war ganz entscheidend. Ich sehe es auch als Wiedergutmachung. Man kann sechs Millionen Tote nicht wieder gutmachen, aber ich wollte Zeichen setzen, weil mich dieser weltweite Antisemitismus fürchterlich aufregt. Es gibt wahnsinnig einseitige Informationen über Israel.

Was bedeutet Ihnen Israel?
Israel ist ein besonderes Volk, das von Gott auserwählte. Ich würde vehement widersprechen, wenn man theologisch sagt, die Kirche ist an die Stelle Israels getreten. Und ich denke, dass wir Israel gegenüber auch heute noch in einer Bringschuld stehen.

Sehen Sie Chancen für eine friedliche Lösung des Konflikts?
Menschlich sehe ich keine Chancen. Das Jerusalem-Problem ist nicht zu lösen. Beide Seiten haben sich so auf die Stadt festgelegt.

Es gab einst große Euphorie und es sah aus, als ob alles einen friedlichen Weg gehen würde, damals schien es so, als wünschte sich ein großer Teil der Menschen auf beiden Seiten eigentlich Frieden.
Das ist schon richtig so, aber diese Menschen werden ja nicht gefragt.

Was wünschen Sie Israel?
Da möchte ich wirklich biblisch antworten mit Psalm 122: „Wünschet Jerusalem Glück.“ Oder dass ich das Glück Jerusalems sehe oder besser ausgedrückt: Friede über Israel. Wobei ich natürlich genau sehe, dass im Augenblick auch die Bevölkerung mit ihrer Regierung absolut nicht einverstanden und unzufrieden ist. Wenn Sie mich einfach fragen, da würde ich sagen, ich sehe keine Lösung. Wobei ich natürlich nicht sagen würde, man soll deshalb nichts tun. Man muss es immer wieder versuchen.

Sie feierten im März Ihren 80. Geburtstag. Warum gehen Sie noch jeden Tag ins Büro? Sie haben offiziell einen Beratervertrag? Sehen Sie sich als ideale Instanz im Hintergrund? Befassen Sie sich auch noch mit ganz banalen Sachen wie Buchabverkäufen?
Ja, man muss wissen, was machbar ist. Wir reden auch nicht nur von Idealen, obwohl ich für eine Spielmasse bin, auch von Titeln, bei de-

nen man vorher schon weiß, das sie sich nicht rechnen werden, die man aber für wichtig hält. Ich fühle mich hier wohl. Über 50 Jahre Erfahrung, die kann man nicht einfach wegwischen. Abgesehen davon ist es hochinteressant. Ich halte mich ständig auf dem Laufenden. Mein Schreibtisch ist voll und das ist gut so. Ich arbeite mindestens neun Stunden jeden Tag. Das macht mir Freude. Und ich bin privat sehr viel unterwegs auf Veranstaltungen und Tagungen in ganz Deutschland.

Wie sieht da Ihr Privatleben aus?
Ich habe schon heute morgen mit meiner Frau ihren Geburtstag gefeiert und heute Abend werden einige der Kinder da sein. Ich habe sechs Kinder und zwölf Enkel.



Friedrich Hänsler ist noch jeden Tag neun Stunden im Büro

FOTO: ROLF PFEFFER